



BÜNDNER HEIMATSCHUTZ  
PROTECZIUN DA LA PATRIA  
PROTEZIONE DA LA PATRIA

**Rede zu 100 Jahre Bündner Heimatschutz von Köbi Gantenbein, Hochparterre, Zürich/Malans, gehalten anlässlich der Geburtstagsfeier im Marsöl in Chur, 22.10.05**

## **Die Perlen der Architektur, die Zuversicht und der hundertjährige Heimatschutz**

Max Bär liegt im handwarmen Wasser auf dem Rücken. Den Kopf drückt er leicht nach hinten, die Arme schwadern an seiner Seite und die Beine baumeln, abgeknickt an den Knien. Mit offenen Augen studiert er das Bildungsgesetz der Decke und des Lichts, das von oben links einfällt, durch kleine Schächte nach unten strömt und über ein Gatter in den hohen Raum filtert, mit Majolika in etlichen braunen und grauweissen Tönen geplättelt. Es ist gemütlich hier und gelassen. Sinnlich-feierlich, fast sakral. Kein Wunder, Max dümpelt hier schliesslich in einem Badhaus unmittelbar neben einer Dorfkirche.

Max staunt frohgemut. Vor gut dreissig Jahren hatte die Gemeindeversammlung von Samedan entschieden, den stillgelegten Coop zu kaufen, um als Grundbesitzerin zum Rechten zu sehen. Volkseigene Planung, angeführt von Altständerrat Nievergelt, der damals als freisinniger Gemeindepräsident eine Renaissance der Staatswirtschaft eröffnete, die später schweizweit für Aufregung sorgte und auch seinen Freisinn schüttelte.

Max steuert mit der linken Hand leicht nach rechts, damit er nicht mit der schönen Frau zusammenputscht, die wie er buddhistisch surft. Einfach war es nicht gewesen; ein erster Architekturwettbewerb um die Jahrhundertwende ging zu Boden, ein zweiter brachte aber den Vorschlag des Basler Architektenpaars Quintus Miller und Paola Maranta hervor, nachdem viele Investoren um Roger Bernet eingestiegen waren. Und nach einem längeren Hin und Her über die Wirkung der Nebelfahne aus den Badmaschinen aufs Ortsbild kam es gut und das Projekt konnte sich seiner Zuversicht widmen und kam, nachdem auch noch das Trommelfeuer eines Nachbarn ermattete, schliesslich so gut voran, so dass seit bald zwei Dutzend Jahren froh gebadet werden kann.

Hoppla, jetzt hat der im lauen Wasser pendelnde Bader seinen Kopf an der Wand angeschlagen. Er fällt aus dem Gleichgewicht und taucht prustend aus dem Wasser auf. Er stakst in eine Nischenhöhle und lässt sich das von oben her rieselnde Wasser auf den Kopf und den Nacken plätschern. Es ist mit Holunder- und Rosenessenz versetzt, wechselt von warm zu kühl und von weichem zu prickelndem Strahl. «Das Wohlfühlgehäuse von Samedan ist ein Kleinod der Körperfreude, denn der Massstab der guten Architektur ist der Körper, sein Wohl und seine Zuversicht. Immer noch!», ruft er in den Raum und es hallt hart und kurz nach, denn die farbige Glasur der Keramik sorgt für scharfe Töne, wenn ein Bader nicht ruhig ist. Dann schaut Max Bär zu, wie ein paar seiner grauweissen Brusthaare gekräuselt vor ihm Ringelreihen im Wasser tanzen.

Leicht aufgeweicht wankt er über die angenehm weite Treppe aus dem Becken und tapst durch die Raumfolge des Badehauses. Ein Bad wie ein Engadiner Palast. Neben den grossen Haupträumen gibt es Kammern und Gänge, Nischen und Passagen, aufgereiht zu einer anregenden, aber gelassenen Folge der Ruhe und des Wohlgefühls. Nach einer beachtlichen Portion Raumfreude und Sinnlichkeit lässt sich Max Bär in das warme, knallrote Frotteetuch

hüllen und liegt auf einem Ruhebett im Säli, in gebrochen mattes Licht getaucht.

Das Bett ist ein Fund aus den Archiven des Architekten Miller. Ausgedacht und gestaltet hatte das Ruhebett Nicolaus Hartmann der Jüngere, einer der Baumeister, die mit viel Elan vor bald 150 Jahren den Bündner Heimatschutz förderten. Es ist ein eigenartiges Möbel aus mit Hitze in die Form gebogenen, feinen Kastanien-, Lärchen- und Arvenhölzern, belegt mit Leinenkissen aus der Tessanda Val Müstair, die mit einer Mischung aus Gämsehaaren, Schafwolle und Bergheu gefüllt sind. Formschön und Duft reizend liegen sie auf Schragen von schlichter Eleganz, gefertigt mit Schreinerstand und stattlichem Beschläge, auf dem feine Ziselierungen den Kunstwillen jener Zeit belegen. «Schon damals kannten sie das Geheimnis jeder guten Architektur und jedes anständigen Designs: Die Freude und die Leidenschaft für das Dekor, das sich der Vernunft ganz und gar entzieht», brummelt Max, worauf ihm seine Nachbarin, die schöne Frau aus dem Bad, einen strafenden Blick gibt, denn im Ruheraum muss Ruhe sein.

Bald wartet der Gebadete in gelassener Ruhe, eingemummelt im warmen, lindengrünen Passiermantel auf die solarbetriebene Sänfte, die ihn ins Hotel Padella bringen wird. Dieses Hotel ist vor fünf Jahren in zwei Zweitwohnungshäusern eingerichtet worden. Da sitzt er nun in der Hotelstube, trinkt einen Marronisprudel und wartet auf das Amuse-Bouche seines Nachtessens. Mit ihm sitzt Peter Zangger, der Hotelier, und berichtet:

«Wie verkommen ist doch das Quartier gewesen! Um die Jahrhundertwende noch voll gestopft mit unternutzten Zweitwohnungen, brach eine um die andere nach dem Erbgang ihrer Besitzer zusammen. Niemand wollte erben, was seine Eltern im Rausch des Geldes gekauft hatten; alle mussten sie ja immer nach Samedan in die Familienferien und konnten, erbgängig geworden, das Wort Samedan, ja Graubünden, nicht mehr hören und die Berge nicht mehr sehen. Und kaum waren die Eltern ermattet, kam die Wohnung auf die Gant, doch Zweitwohnen hier oben war seit Jahren schon aus der Mode, was einst etwas galt, sorgte nun für Spott und Fron. Man war von Zürich aus ja gleich schnell in Mali oder im Tibet wie in St. Moritz. Und dort war alles noch frischer. Und wer hier oben eine Wohnung kaufte, halste sich zugleich eine dreimal teurere Sanierungsverpflichtung für Dach, Abwasserleitung, Heizung und einen Fremdenablass auf. Und also entstand die Zweitwohnungsbrache.»

Und nun? «Dann ist», so der Hotelier, «der Heimatschutz in die Sache gekommen.» In einer denkwürdigen Versammlung hätten sich vor fünf Jahren zwei Lager gegenüber gestanden. Auf der einen Seite die in Ehren ergrauten, feurigen Gegner der Zweitwohnungen. Sie setzten alles daran, diese Häuser zu zerstäuben. So viel Energie hatten sie gegen diese Gesellschafts- und Bauphänomene eingesetzt! So erfolgreich hatten sie dafür gesorgt, dass ein Kapitel der Architekturgeschichte abgeschlossen werden konnte. Auch die Zeichen sollten beseitigt werden.

Auf der anderen Seite standen die jüngeren Heimatschützer. Sie kannten die glorreichen Kämpfe um Kontingente und solcherlei nur vom Hörensagen, denn seit der ehemalige kantonale Baudirektor Engler die letzte Oberengadiner Zweitwohnung feierlich eingeweiht hatte, waren schon ein Dutzend Jahre vergangen. Für sie waren diese Bauten Zeugen einer Zeit. Wie die Ritterburgen, die RhB-Viadukte oder die Konditorenpaläste. Ehrfürchtig redeten sie, dass auch die Fremdenhäuser die Zuneigung des Heimatschutzes zu gut hätten. Dass sich mit denen, die mit Sachverstand gemacht seien, sogar etwas anstellen liesse. Und sie taten sich taktisch geschickt mit den Leuten von der nationalen Geschäftsstelle zusammen, die für ihr florierendes Unternehmen «Ferien im Baudenkmal» günstige und zeitzeugenhafte Objekte suchten. Item – die denkwürdige Versammlung war schliesslich dafür, pro Region im ganzen Kanton die prächtigsten Vertreter der Typen «Walsertiroler pur», «Sursilvan,

Vallader oder Surmiran International», «Pur souveran Magic» und «Sulèr vollgestopft» als Denkmäler anzuerkennen, zu inventarisieren und dem die Kasse des Heimatschutzes gut nährenden Immobilienvorhaben zuzuhalten.

Und Peter Zangger ist seither erfolgreicher Brachenhotelier. Mit gutem Komfort und schönen Materialien ausgestatteter Wohnraum, zusammengefügt zu einer losen Raumfolge – so richtete er das «Hotel Padella» aus einem «Sulèr vollgestopft» und einem «Walsertiroler pur» her. Ein kecker Zwischenbau zeitgenössischer Art spielt mit den Gegensätzen «Alt-Neu» und schenkt dem Vorhaben schönen Raum und viel Weltluft. Und Max Bär lässt es sich zu angemessenem Preis gut gehen, denn die Küche ist erlesen, weil der Hotelier für Koch und Köchin sein Geld brauchen kann, statt es wie seine Kollegen von Müstair bis Disentis in die maroden Wellness-Anlagen zu verlocken, über die dort jedes Haus seit 25 Jahren verfügt. Welche Altlast! In Samedan haben einige statt Einzelbäder für sich das Wohlfühlgehäuse miteinander gebaut, zu dem die Gäste jederzeit mit dem Sulky hingebracht und ebenso von dort abgeholt werden.

Lina, die Serviertochter, stellt die Vorspeise vor Max Bär. Da der Klimawandel auch Folgen auf die regionale, saisonale Küche zeitigt, geniesst er ohne Schuld die zarten Spargeln aus Bever, die Silberzwiebeln aus Cavaglia und das Holunderparfait über dem Bärenschinken. Er ist beruflich hier, denn er ist Reporter und hat gerne den Auftrag des Bündner Monatsblattes angenommen – einer schönen Zeitschrift, die seit zwölf Jahren wieder monatlich erscheint –, zum 125-Jahr-Jubiläum des Heimatschutzes einen Beitrag zu leisten. Und da er jeweils für ein paar Tage in ein Bädli reist, wenn er die Einträge in seinem Heft sichtet und zu einem grossen Bericht versammelt, sitzt er nun in Samedan. Ab und zu fährt er nach Bormio, nie nach Bad Ragaz, meistens nach Vals. Doch dort ist noch bis Ende dieses Jahres eine Grossbaustelle im Gang, auf der der Hotelturm über der Rezeption fertig eingerichtet wird.

Seine Notiz vom 16. September fasst ein Treffen mit dem bejahrten Valser Dichter und Schafhirt Peter Schmid zusammen, der ihm aus seinem weissen Rauschebart herausberichtete, weshalb gut Ding lange Weile haben kann. «Nachdem», so Schmid, «der kühne Entwurf und die ersten Millionen für den Ausbau beieinander waren, sollten wir Valserinnen und Valser an der Gemeindeversammlung den Rest bewilligen. Wir taten bockig. Zu Recht. Denn die Wasserzinse sollten nicht mehr wie seinerzeit fliessen. Zinktänks des Geldadels, Wittmänner und andere Chefdenker standen nach jahrelangem Sperrfeuer vor einem möglichen Erfolg. Die Wasserzinsen galten in diesen Kreisen schon lange als ungerechte Steuern, als skandalöse sozialistische Zumutung der Wirtschaftsfeinde und Wachstumsbremser. Erst als die mittlerweile wieder gut eingespielte Koalition der Vernunft zwischen allen Berggebietslern, den Heimatschützern und dem gesunden Menschenverstand das Ansinnen zerstäubte – und erst als Gallus Cadonau, der steinalte und immer noch schlaue EU-Kommissar für Energie schliesslich von Brüssel aus ein Machtwort gesprochen hatte, brach der Angriff ein und uns Valsern wars ums Zustimmen. Wir hatten ja mit unserer Form staatlicher Badewirtschaft nur gute Erfahrungen gemacht. Dieser Polittanz kostete aber alles in allem neun Jahre.»

Den Bau, so der Schafhirt, bestimme aber auch der Meister aus Haldenstein mit, der nach wie vor viele Fäden in seinen mittlerweile ganz zarten, fast durchsichtigen Händen halte und mit grossem Bedacht, samtiger Stimme, punktgenauen Hauptsätzen und scharfem Blick unter seinen buschigen Augenbrauen hervor auf Qualitäten beharre, die zu bauen nur noch wenigen Handwerkern vertraut seien. «Gestossenes Täfer, auf Gehrung geschnittene Verbindung, sauber gefügtes Hundszahnfries», so der Dichter Schmid, «die kennt kaum einer mehr, sodass Peter Zumthor in einer Baupause ein Handbuch verfasst hat, in dem er seine Summa des Bauens zusammentrug, ge-

mäss der auch das Hotel gebaut werden sollte – Forderungen, die der üblichen Tempobolzerei auf der Baustelle nicht gut bekamen. Zustande kam das Buch auch dank des Heimatschutzes, der dafür den Erlös aus dem Talerverkauf vor sieben Jahren hergab aus tiefer Überzeugung über die Bedeutung des handwerklichen Könnens für die Qualität von Architektur.»

Der Grund, weshalb Max hier sitzt und nicht dort, ist nun ebenso klar wie sein Motiv. Und es geht ihm hier gut, denn vor ihm ist schön drapiert die Hauptspeise gerüstet – Kefen aus dem Münstertal, Topinambur aus Maloja, versetzt mit Enzian und Silberweiss, dazu ein Duo von der Forelle und der seit ein paar Jahren im Palpuogna-See heimischen Trüsche. Im Glas, wie seit vielen Jahr Brauch und Sitte, roter Herrschäftler von Gantenbein.

Er legt für seinen Bericht seinen Eintritt in den Kanton zurecht. Max kam wie die meisten Vernunftbegabten immer gemächlich über die schöne Seestrecke nach Chur, diesmal hatte er den Bergweg gewählt. Er überfliegt, was er dazu notierte:

Sedrun, 17. September. «Mühselige Anreise via Luzern, Flüelen. Die Halle tief drinnen im Gotthard ist nicht schlecht, auch wenn man etwas gespart hat, damit sie grossartig würde. Immerhin – sie ist faszinierend beleuchtet. Lästig aber sind die fahrenden Händler, die es auf die Passagiere abgesehen haben, die je nach Andrang auf den Lift über eine Stunde auf den Anschluss warten müssen. Mich konnte der Kaufrabatt nicht trösten, über den jedes Billet verfügen kann. Doch die Umsteigehalle vom Transeurop auf den Transsursilvan ist grossartig und lohnt die Mühseligkeit. Auch haben die Designer mit Raumfolgen, Farben und Lichtspielen die Nachteile des technischen Systems geschickt verzuckert. Es ist ja kompliziert dort unten. Ich muss aus dem Transeurop aussteigen, dann Förderband fahren, dann auf den Lift warten, dann mich nach oben hieven lassen, dort die Ohren putzen und den Druck ablassen. Dann in den Bus Sursilvan pign steigen, und dann bin ich am Tageslicht auf den Sursilvan grond, der mich dann mit 300 km pro Stunde in 3 Minuten und 45 Sekunden nach Disentis katapultiert, wo das Züglein der RhB wartet, mit dem es gemächlich wie vor fünfzig Jahren talabwärts geht. Warten und vier Mal umsteigen nicht inbegriffen bin ich 57 Minuten schneller in Disentis als auf dem alten Weg. Rechne ich dafür meinen Stundenansatz von 350 Euro auf, so ist aus der Porta Alpina genau das geworden, was ihre erste Promotorin, die Altbundesrätin Brigitta Gadiant, einst als junge Parlamentarierin geschworen hat: «Die Porta Alpina ist ein Fortschritt für alle.»

Max Bär nimmt einen Schluck Vogelbeerensorbet. Das ist der Zwischengang. Wie soll er mit der Porta Alpina in seinem Bericht umgehen? Ein Mahnmal für den Konkurs des öffentlichen Verkehrs wegen Projekten, die ihr wahres Gesicht erst zeigen, wenn die Rechnung des Betriebs geöffnet wird? Ein Trotzzeichen der Bergler, gesetzt gegen die kränkenden Angriffe der metropolitänen Denkhelden, die das Leben ausserhalb der Agglomerationen für öd und blöd halten? Ein Motor für die Bodenpreise in der oberen Surselva? Eine Wohltat für Politiker? Roger Bonvin fuhr mit dem Furkatunnel, Leon Schlumpf mit dem Vereinatunnel und Brigitta Gadiant mit der Porta Alpina in den Bundesrat. Oder einfach ein Wunder der Technik? Er weiss es nicht, er muss noch nachdenken.

Max überfliegt ein paar Seiten, auf denen er notierte, welche bemerkenswerten Blüten das energievernünftige Bauen in Graubünden treiben konnte. Sorge der Bergluft etwa gar für technischen Aufschwung? «Nein», sagte ihm im Bahnhofbuffet Reichenau-Tamins Hans-Melchior Guler, ein Mann im besten Alter mit schwarzem Schnauz und stechem Blick. Er ist der Direktor von Baunetzbau: «Das entscheidende Jahr», so Guler, «war wohl das Jahr 2009. 500 Meter von hier schnitt Regierungsrat Hansjörg Trachsel das weisse Band vor den Toren der Sägerei Stallinger durch. Er eröffnete einen Riesenbetrieb

der Holzindustrie, herbeigelockt mit 7,5 Millionen Franken Staatsgeld und vielen Versprechungen von A wie Arbeitsplatzgewinn bis Z wie Zuggleise fürs Holz. Schon zwei Jahre vorher waren aber die Aufgeweckteren in der regionalen Bauwirtschaft erwacht und so schlossen sich Energieingenieure, Waldbesitzer, Säger, Zimmerleute, Schreinerinnen, Elektriker, Kieswerker, Baumeister, Architektinnen und andere Bauleute zu einer virtuellen Firma zusammen. Eingeladen waren natürlich auch gute, das heisst mit unserer Absicht funktionierende Unter- und Ausländer. Mit einem zweifachen Ziel. Erstens: Der Profit aus der Baukette soll denen zugute kommen, die an der Kette arbeiten. Zweitens: Es gilt die Devise, je weniger offene und versteckte graue Energie umso besser. Diese virtuelle Firma verfügt über einen gut und zeitgemäss ausgebauten Werkhof mit Planungs- und Ausführungsmaschinen, in deren Nutzung sich alle teilen; eine reiche Bibliothek versammelt und mehrt das Wissen über Siedlung, graue Energie, Konstruktion und Architektur, frei zugänglich über das Internet. Und mitten drin steht ein grosser Computer, der alles mit allem verbindet, Maschinen zuteilt und auch Rechnerleistung für die grossartigen Architekturbilder und Haustechnikmodelle günstig hergibt. Nicht zu verachten ist auch die Angebotsmacht und eine am Arbeitswert orientierte Honorarordnung.»

Max Bär streckt sich und lehnt etwas zurück. Alles hatte er Guler nicht abgekauft – er ist vorsichtig, wenn sozialer Sinn mit Manager-Chinesisch und imposanter Technik verknüpft werden. Aber das Geschäftsmodell hatte seinerzeit viel zu reden gegeben. Die virtuelle Firma «Baunetzbau» diente Unternehmern dazu, kooperativ zu ihren und ihrer Kunden Gunsten geschäften zu können. Und das Modell wurde eine Pioniertat und liess wenigstens einen Tropfen auf die heissen Steine fallen, die der Klimawandel zeitigte. Max Bär ist melancholisch. Es nützte wenig. Immerhin tröstet es die Seelen der gut Meinenden.

Schmunzelnd erzählt Hans Melchior Guler vom grossen Getöse vor 25 Jahren. Die ganze Vorsänger-Garde der freien Marktwirtschaft kam arg ins Schwitzen, als die vereinigten Bau-, Nebenbau- und Kleingewerbler sie in die Zange nahmen und forderten: «Der Globalplayer Stallinger erhält das Staatsgeld nur, wenn die gleiche Summe à fonds perdu und nochmals so viel als Kredit für den Aufbau und ersten Betrieb von Baunetzbau zur Verfügung steht.» Und da die Heldenentore der freien Marktwirtschaft schon knietief in Schuld und Sünde standen, sündigten sie zum Guten gleich weiter. Statt den grossen Unternehmen mit einer Steuerrevision die Gewinne zu vergrössern, brauchte man das Geld für «Baunetzbau». Mehr, so Guler, werde seither nicht gebaut pro Jahr, aber die Arbeit ist gescheiter und lohnender eingerichtet als seinerzeit, wo jeder den andern mit Abgebotsrunden und Ausschlussklauseln zu Abgründen führte. Und vor allem: Seit Luft da ist zum Atmen, ist auch Musse da für Qualität des Baus und weit verbreitet ist das Wissen und Tun der Energievernunft für Bau und Betrieb.

«Der Heimatschutz», so Hans Melchior Guler mit stehendem Blick, «der Heimatschutz war übrigens von Anfang an mit von der Partie, denn er hat ja nicht nur ein offenes Ohr für die Pflege der traditionellen Produktionsmittel, er kümmerte sich seit Jahren auch handfest um die Folgen des Klimawandels und der Energieverschleuderung, die das Leben und also auch die Heimat in Atem halten. Es sei ja klar, was sollte der Heimatschutz denn schützen, wenn die Heimat verdampfe oder im Geröll verschwände? Und so war in der politischen Etappe von «Baunetzbau» der Heimatschutz zusammen mit Pro Natura die wichtige Schaltstelle. Zusammen mit dem Gewerbeverband, dessen Direktor Jürg Michel vorerst etwas schwankte, bis er schliesslich beherzt mitzog und sich so seinen Sitz im Nationalrat sicherte.»

«Fräulein», ruft Max Bär, «Sie können mir den nächsten Gang bringen. Ich nehme Flusskrebse aus der Albula mit Fichtenhonig aus Muntarütsch und Anemonenmousse aus St. Antönien. Dazu ein Glas Kompletter von Studach.»

Er überblättert eine Reihe Notizen im Heft, die er über bemerkenswerte Bauten der letzten Jahre angefertigt hat. Gekonnt waren seine Skizzen aus dem Safiental. Das war wohl auch seiner Freude zu verdanken, dass es die Safier immer noch gab, trotz der Studien, mit denen Zürcher Zinktanker und Basler Städtebauprofessoren sie vor vielen Jahren untergehen liessen. Die kluge Sorge der Safier um die Weiden und ihre Heuställe legte einst Grund für einen behutsamen Aufbau. Lernend vom Lugnez und von Peter Rieder gestalteten sie ihre Tal- und Landschaft. Mit vielen Subventionen aus dem EU-Fonds fürs Berggebiet, der unmittelbar nach dem Beitritt der Schweiz zu fliessen begann, gaben sie dem Gelernten Schub. Und so entstand das weltoffene buddhistische Kloster, weit hinten rund ums Turahaus. Es ist nicht nur eine Perle im Spätwerk der Architekten Gion Antoni Caminada und Felix Hunger, sondern auch ein Kern der Ökonomie des Kantons. Denn es ist nicht nur ein Kloster, sondern auch ein Werkplatz. Die Buchlis, Manis und Zinslis hatten zwar seinerzeit etwas Mühe mit den aufgeweckten, forschenden Männern und Frauen aus aller Welt, aber die blühende pharmazeutische Firma, die grossen Kenntnisse in Pflanzen- und Rinderzucht und die international renommierte Akademie für Medikamente und schliesslich auch die verrieselnde Zeit machten die Fremden zu Einheimischen. Sie führen mittlerweile das Zuchtbuch, spielen Klarinette in der Blasmusik und kommandieren die Feuerwehr. Etwas zu Murren gab allerdings schon, dass der weltweit tätige Medikamentenfabrikant Novoroche sich mit Wissen und Kapital im Projekt als Mehrheitsaktionär engagiert hatte. Aber so ist das eben in der Welt – und die Mischung aus Sanftmut und Neugier, Kapitalfluss und Profitgier zeitigte immerhin Resultate.

Die Krebse schmeckten Max; er wartet mit dem Dessert. Er schliesst seine Heftlektüre ab und schreibt einen Zusammenzug in vier Einsichten auf eine Seite. Das wird sein Reim auf die Arbeit des Heimatschutzes in dieser Zeit werden.

Die erste Einsicht: Frisch gebadet aus dem Wohlfühlgehäuse. Das Bad in Samedan ist ein Beispiel, das dank des Heimatschutzes nicht ermöglicht, aber gefördert worden ist. Denn der Heimatschutz war der Verein, der im Kanton für eine Stimmung sorgte, die Baukultur als etwas Wichtiges gelten liess. Die Liste der heimatschützerischen Neugier reicht von der Villa Garbald in Castasegna über die Kleinode und das Museum der Albulabahn in Bergün, die Viamala bis zum Kloster von Safien. Auch das Musik- und Tonhaus von Schiers – diese Perle des Holzstahlbaus – gehört dazu. Es ist ein Spätwerk von Daniel Ladner, der nach einer grossen Karriere mit Bearth & Deplazes in sein Heimatdorf zurückkehrte. Die tüchtigen Sängerinnen und Sänger des Prättigaus haben es realisiert: Musik als Lebensfreude. Kultur und Kunst als profitables Geschäft. Und Graubünden – wo singen mehr und schönere Chöre? – Graubünden hat seit fünf Jahren ein Haus und einen Ort für sein bestes künstlerisches Können. Grosse Chöre singen hier, Ernst Flütschs Ländlerkapellen-Treffen locken Leute an. Musik wird komponiert, gelehrt, gesungen und gespielt, produziert, verpackt und mit gutem Gewinn in die Welt verschickt. Und schliesslich in der Perlenkette der Turm auf der Schatzalp: Noch suchen die zwei mutigen Spekulanten App & Schmid die letzten Millionen. Wie wir alle sind sie leicht gebeugt von den Zeitläufen und dem grossen Engagement. Und noch immer sind ihre Architekten Herzog & de Meuron pickelhart und geben wie seit bald dreissig Jahren nur die drei bekannten Fotomontagen heraus. Die Fetzen über das Dafür und Dagegen des Turms flogen tüchtig im Heimatschutz. Über die Jahre wurde es etwas gelassener und je mehr der Zweitwohnungsanteil schmolz und das Hotel wuchs, umso schöner erschien allen der Turm. Ob er kommt? Wer weiss – doch der Reim von Castasegna über Samedan, Bergün, die Viamala nach Davos heisst: Der Heimatschutz will Offenheit und Neugier, er will gestalterische Ambition und technisches Können. Er will Weltluft und Ortskunde. Und er liebt die Leidenschaft von Planern, Gemeindepräsidentinnen, Financiers, Bauherrschaften und die von Architektinnen und Architekten. Und seine wichtigste Aufgabe ist: Der Heimatschutz ist

Stimme und Anwalt. Er setzt sich öffentlich ein, schreibt wöchentlich in der Sonntagsausgabe der «Südostschweiz» eine Kolumne, streitet mit Referenden, redet Mutlosen zu und heizt mutwilligen Spekulanten tüchtig unter.

Die zweite Einsicht. Das Talergeld fürs Baubuch: Fundamental für die Qualität von Bau und Landschaft bleibt das handwerkliche Können. Es hat ein Gedächtnis, das kartiert, gezeichnet und beschrieben werden muss. Damit es entwickelt wird. Wissen ist Bedingung, damit das Alte und das Neue zueinander finden: Gelassen, ruhig, elegant. Dieses Wissen zu versammeln ist ein traditionsreiches Können des Heimatschutzes. Es lohnte sich, dies über die vielen Jahren zu fordern und zu fördern.

Max Bär streicht noch etwas an diesen Worten herum – sie tönen gar pathetisch.

Die dritte Einsicht: Fäden spinnen für Baunetzbau, die virtuelle Firma: Nötig wurde der politische Einsatz des Heimatschutzes für die Produktionsmittel von Qualität und den Schlüssel zu solcher Qualität – die Energievernunft. Dafür streitet der Heimatschutz seit zwanzig Jahren beherzt und routiniert. Mit einer exemplarischen, politischen Anstrengung liess der Verein vor vielen Jahren ja seine Muskeln spielen und spielte in geschickter Manier den Plan an die Wand, die Kantonsschule in Chur abzubrechen. Heute steht der Bau in schönster Blüte, bald hundertjährig und eifrig benutzt.

So schreibend, erinnert sich Max Bär schmunzelnd daran, wie der seinerzeit auf den Heimatschutz wütende Regierungsrat Lardi zur Hundertjahrfeier grosse Grüsse und tüchtige Ermunterung in drei Sprachen vortrug.

Item – dieser erfolgreiche politische Hosenlupf legte den Grund für ein kontinuierliches, politisches Mitspiel des Vereins in der essentiellen Frage, was zu tun ist, damit es die schützenswerte Heimat noch gibt. So spielt der Verein einmal mit den Naturschützern, einmal mit den Kleingewerblern, einmal allein auf weiter Flur.

Die vierte Einsicht: Hinein schliesslich ins Hotel Piz Padella: Die Zweitwohnungsbranche war ein wichtiges Thema in den Heimatschutzdebatten der letzten Jahre. Was tun, wenn die Ferienbesitzer ermattet sind? Die Entdeckung, dass der Zweitwohnungskitsch Qualitäten hat, und die frühe Antwort, was mit den Brachenhalden passieren kann, haben den Verein zu einem Mitspieler am Boden werden lassen, der als Zeitzeuge begriffen hat, was einst Mahnmal war. Und nebst den Häusern die Gerätschaft: Gegen den Abbruch der Drahtseilbahn auf Muottas Muragl und für die Bergstation auf dem Jakobshorn hatte der Heimatschutz vor sieben Jahren zusammen mit Graubünden Ferien eine denkwürdige und erfolgreiche Kampagne geführt.

So schreibt Max Bär zügig seine vier Einsichten auf und ist froh, denn damit ist sein Beitrag fürs Bündner Monatsblatt schon fast geschrieben.

Nun bringt die Serviertochter Lina Spitzbeerenmousse mit Latwerjengelee auf Marroniglacé. Max Bär macht sein Heft zu, isst, trinkt ein Glas Muskateller von Jürg Ragetti und schmaucht dann eine Krumme, gerollt aus dem Tabak, der in den Feldern zwischen Casaccia und Vicosoprano angebaut wird.

Nachsatz:

Da und dort habe ich überboret. Es ist mir auch Ernst. Denn nebst den prekären Geschichten gibt es ja tatsächlich allerhand Projekte in Graubünden. Ich will auf eine Ausstellung hinweisen, an der Ariana Pradal, Farzaneh Moinian und ich zurzeit arbeiten. Wir zeigen vom Dezember an im «Gelben Haus» in Flims: «Werdende Wahrzeichen –Landschafts- und Architekturprojekte für

Graubünden». Wir haben als Journalisten die Vorhaben eingesammelt, an denen Architekten, Ingenieure und Bauherren jetzt in und für Graubünden arbeiten. Und stellen etwa 16 miteinander aus. Wir behaupten: Sie versprechen diese oder jene Facette eines Wahrzeichens. Ästhetisch, ökonomisch oder politisch. Wir lesen die Projekte zum Beispiel als Kritik am Abbruchspektakel, das die Zinktanker und andere Schweizretter aufführen. Wir zeigen Modelle und Bilder zusammen und im Kontrast zu schon realisierten Verwandten. Wen es Wunder nimmt, welche 16 und wie – am 17. Dezember um 17 Uhr ist Vernissage. Der Bündner Heimatschutz ist mit Rat und Tat mit von der Partie und wird sich um das Rahmenprogramm der «Werdenden Wahrzeichen» kümmern.